Abgesandten und Doppelgänger vertreten, der alle Gefahren auf sich nimmt, indem er den Kaiser vorstellt, während dieser unerkannt einen anderen Weg einschlägt. Nikolaus II. aber hat sich noch nicht des Sicherheitsmittels bedient, das für seinen Vater erfunden war. Es bestand darin, daß man eine Wachsfigur Alexander III. hatte anfertigen lassen, die ihm genau glich. Sie war mit einem Mechanismus versehen: war dieser angestellt, so bewegte sich die Figur von einer Seite zur anderen, neigte den Kopf und grüßte ganz natürlich. (?) Diese Wachsfigur nahm, wie berichtet wird, häufig die Stelle des Zaren bei seinen täglichen Ausfahrten ein; einmal erhielt sie auch von Sawatew eine Kugel in die Brust. Trotz seiner Wunde lächelte der mechanische Zar weiter und grüßte mit verächtlicher Gleichgültigkeit. Damals meldete das „Bur. Reuter": „Der Zar überwand seinen Schreck völlig; er grüßte lächelnd die Menge zu beiden Seiten und setzte seine Fahrt ungekürzt fort." Natürlich nahm man an, daß der Mörder sein Ziel verfehlt hatte; und als die Nachricht von der wunderbaren Errettung des Zaren bekannt wurde, flutete die Menge zum Winterpalais und rief so lange, bis der Kaiser auf dem Balkon erschien und sich wiederholt dankend verbeugte. Aber selbst inmitten des so sorgsam bewachten Palastes ist der Selbstherrscher aller Reußen niemals sicher, wie folgende Geschichte zeigt. Als Alexander III. eines Abends in seinem Zimmer im Winterpalast arbeitete, glaubte die Kaiserin ein leichtes Geräusch im Zimmer zu hören. Mit großer Geistesgegenwart hat sie ihren Gatten, mit ihr auf einige Augenblicke in die Kinderstube zu kommen. Dann verschloß die Zarin das Zimmer, gab einem Offizier der Wache den Schlüssel und erteilte ihm im Flüstertone einige Befehle. Als dieser mit seinen Leuten das Zimmer durchsuchte, fand er, daß inzwischen jemand durch ein Fenster eingestiegen war.

Ein zum Tode verurteilter Esel.

In der Verwaltung des Seine-Departements dient u. a. ein Esel, der sich jedoch für sein wichtiges Amt, das vermutlich im Ziehen irgend einer Karre besteht, als gänzlich ungeeignet erwiesen hat, weil er sich der Erfüllung seiner Pflichten mit einer Störrigkeit widersetzt, die über das seiner Rasse davon somit eigene Maß weit hinausgeht. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde man einen solchen unzähmbaren Widerspenstigen einfach abschaffen. In diesem Falle geht das nicht an. Denn der Esel steht sozusagen im Staatsdienst, er ist auf Staatskosten angekauft, wird auf Staatskosten unterhalten und könnte schließlich eines schönen Tages gar Pensionsansprüche erheben. Da muß also ein wohlgeordnetes Verfahren Platz greifen. Zunächst nimmt sich daher der Departementschef selbst der wichtigen Sache an und stellt den Tatbestand fest. Darauf fordert er das Gutachten des Direktors der staatlichen Tierarzneischule ein, der „unbeilbare" Widerspenstigkeit feststellt. Nunmehr kommt der Fall vor den Generalrat, der ihn vorerst seiner dritten Kommission überweist. Diese ernennt einen Berichterstatter, der sich seiner Aufgabe mit Fleiß und Eifer annimmt. Auf seinen Bericht hin entscheidet dann schließlich der Generalrat mit Stimmenmehrheit: der Esel ist zu Salami zu verarbeiten! Das „Journal des Débats" findet diese Strafe zu hart und tritt mit beredtem Humor für die Begnadigung des Sünders ein. Gewiß ist es eine Warnung für die Bürger der Republik, meint das Blatt, wenn man schon einen Esel wegen Widerspenstigkeit mit dem Tode bestraft. Aber das hochnotpeinliche Verfahren ist nicht Sache einer Verwaltungsbehörde, es muß vor einem ordentlichen Gerichtshof anhängig gemacht werden, und in einem verfassungsmäßig regierten Lande, wie Frankreich, gehört der Esel vor ein Schwurgericht. Am einfachsten ist es jedoch, daß man ihn dazu begnadigt, den Rest seiner Tage auf den ausgedehnten Weideplätzen zuzubringen, die die ebenso wertblickende wie tatkräftige Verwaltung von Paris auf dem Marsfelde besitzen hat. Er stammt vielleicht von einem Vater, der Alkoholiker war, und ist dafür erblich belastet. Vielleicht hat er auch als Staatsarbeiter die Zuchtlosigkeit für erlaubt gehalten, indem er sich die Arsenalarbeiter von Brest zum Vorbild nahm. Und schließlich, wenn die indischen Religionen mit ihrer Seelenwanderung das Richtige treffen, weiß man denn, ob dieser Esel nicht in einem andern Leben noch einmal Minister zu werden bestimmt ist?

Lustige Ecke.

* Die teure Gattin. Frau: Du kannst von Glück sagen, daß Du mich hast! Wer würde Dir die alten Hemden und Strümpfe ausbessern, wenn ich nicht bei Dir wäre? — Mann: Dann brauchte ich das nicht — ich könnte mir dann neue Sachen kaufen!

* * *

* Naiv. Herr (in der Oper, zu seiner Nachbarin, einer jungen Dame): Passen Sie auf, mein Fräulein, jetzt kommt ein Adagio. — Fräulein (sich umblickend): Wo denn? Ich sehe ja nichts.

* * *

* Dasselbe. (Mama hat dem kleinen Trudchen verboten, wenn der Onkel zu Tische kommt, nicht von dessen auffallend schiefem Mund zu reden.) Trudchen (bei Tisch): Mama, hat unser Onkel aber einen hübsch geraden Mund!

* * *

* Schrecklich. Meister: Junge, Dir steh'n ja die Haare förmlich zu Berge! — Lehrjunge: Meister! Ick habe eben de Frau Meistern im Neckischen gesehn!

* * *

* Selbstkritik. Frau: Es ist schrecklich! Will sich denn gar kein Schulkopf finden, der uns unsere Emma abnimmt. — Mann: Na, beruhige Dich nur, es hat sich ja bei Dir auch einer gefunden.

Knack-Mandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 8:
Die Gräfin Montignoso, Prinzessin Anna Monika.

Die gesuchten Worte sind: Delila, Invalidendank, Emerit, Georginen, Nabobs, Aluminium, Emilia, Frien, Inklination, Nimrod, Melon n, Obi, Nemesis, Trinitatis, Insignie, Gablenz, Notifikation, Orsini, Salamander, Op.

Richtige Lösungen gingen ein 30. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Geschw. Kaufmann, Oskar Sonnenkalb, Emma Krauer, Otto Richter, Anna Schulze, Otto Schuster, Max Groß, Woldemar Schmidt, Karl Heuder, Otto Wichmann, Lore Lehmann, A. Guischard, Frau M. Wipschel, Alwine Koerber, Frau W. Hoffmann, Alma Rosch, Emil Siebert, Geschw. Steinmetz, Adolf Pojern, Walter Frosch, Frau Wipplinger, Erich Schultze, Alfred Baumgart, M. Trümpler, Berta Augustin, Bruno Werner, Oskar Dietrich, Anna Rackwitz;

von auswärts von: Alice Könnicke, Brachstedt, Oskar Dietrich, Wernigerode.

Preis: „Im Hause des Kommerzienrats" von E. Marlitt,
entfiel auf **Berta Augustin,** hier.

Preisrätsel.

(Scherzrätsel.)

Das erste Wort steckt in der Flamme, das zweite besteht aus einem Küchengerät und Vögeln, das dritte hat 11 Brüder, das vierte gibt Dir der Christian gern her, das fünften Wortes erster Teil ist die zweite Silbe einer größeren englischen Stadt, den zweiten Teil kann Dir die Eintracht geben. Das Ganze befindet sich als ein genau verzeichneter Tag im Kalender im ersten Halbjahr.

Preis: Freie Bahn, Roman von E. Werner, eleg. gebund.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Bekanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann.

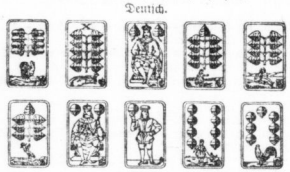
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

Wie ist die Kartenverteilung, wenn M, der Mittelhandspieler, ein a-Handspiel mit 9 Matadoren verlieren soll und V auf folgende Karte bis zum einfachen Null gehalten hat?

aS; b10, K, 9, 8, 7; dK, D, 8, 7.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Acht, Pique-Zehn, Pique-König, Pique-Neun, Pique-Acht, Pique-Sieben, Carr.-König, Carr.-Dame, Carr.-Acht, Carr.-Sieben.

H, der Hinterhandspieler, hatte 38 Augen in seiner Karte.

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 7.

Kartenverteilung:
V. a, eB; a10, K, D, 9, 8, 7; cA, dS.
M. b, dB; aA; bA, K, 9, 8, 7; dD, 7.
H. c10, k, D, 9, 8, 7; dA, 10, K, 9.
Skat: b10, D.

Spiel:
1. V. aB, dB, c7. — 2. V. eB, bB, dA (— 15).
3. M. dD, d10, dS (— 13). — 4. H. c10, cA, aA (— 32).

H setzt die c10 vor, da er bei M das blanke Aß nicht vermutet, denn sonst hätte es M angezogen, ehe er die Mittelfarbe d brachte.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Knüchbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 9 — Halle a. S., den 26. Februar. — 1905

Am Genfer See.

Von E. K. Minde.

(Nachdruck verboten.)

Die Aprilsonne nahm Abschied von einem schönen, linden Frühlingssonntag. Leuchtend huschten ihre untersinkenden Strahlen durch die grün schimmernden Bäume und sagten losend den Blumen ihr Lebewohl.

In dem großen weiten Park der Villa Laubmann in Potsdam ging der Oberlehrer Heinrich Adler suchend umher. Die Nähe Berlins ermöglichte ihm, oft seine freien Sonntage hier auf der vornehmen Besitzung seines Freundes zu verleben. Hier hatte er auch Hildegard Brauer, die liebreizende Erzieherin der kleinen Tochter seines Freundes, kennen gelernt und vom ersten Tage seiner Bekanntschaft zog ihn eine tiefe Neigung zu dem schönen, ernsten Mädchen.

Suchend nach ihr durchschritt er jetzt den Garten. Als er sie nicht erblickte, lenkte er seine Schritte nach der Aussichtshütte am Ende des Parkes, welche ihr bevorzugter Aufenthaltsort war. Und richtig, hier stand sie auch! Den Arm auf des Geländer gestützt, schaute sie unentwegt über die weite Fläche der Havel, der sinkenden Sonne zu.

Sie sah lieblich aus in ihrer selbstvergessenen Stellung: den schlanken Körper ein wenig vorn übergeneigt, den Kopf in die Hand gestützt, die großen, grauen Augen sehnsuchtsvoll ins Weite gerichtet.

Als sie die herannahenden Schritte hörte, fuhr sie aus ihren Träumen auf und erwiderte lächelnd seinen Gruß.

„Ich hätte mir eigentlich mein Suchen sparen und mir gleich denken können, daß Sie hier zu finden wären" — sagte der junge Mann, sich an ihre Seite stellend. „Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, in einer Stunde geht der Zug nach Berlin. Und diesmal wird es ein ernster Abschied sein für lange Zeit, da Sie, wie ich heute erfahren habe, Potsdam schon zu Ostern verlassen werden."

„Ja leider, und doch muß ich für diese Wendung in meinem Geschick dankbar sein," erwiderte sie, den Blick noch immer über das Wasser schweifen lassend.

Er folgte mit den Augen ihren Blicken. „Und da wollen Sie noch so viel wie möglich sich an dem Anblick dieser Havelpartie erfreuen? Aber erklären Sie mir doch den scheinbaren Widerspruch in Ihren Worten: leider — und doch auch wieder nicht."

„Leider sagte ich, weil es mir schwer wird, dieses liebe Haus, den Park, die Havel und all die lieben Menschen zurücklassen, die ich hier gefunden habe, und doch muß ich dankbar sein, weil der Grund meines Fortgehens ein für mich sehr erfreulicher ist, weil mir die Anstellung an der Schule meines Heimatstädtchens ermöglicht, nun auch meiner Mutter zu leben, die allein und ganz auf sich selbst angewiesen ist."

„Und das sagen sie so frohen Angesichts, daß ich annehme, Sie sind nun wunschlos, ganz zufrieden und glücklich?"

„Zufrieden? Ja! Aber wunschlos? Da möchte ich Ihnen doch mit Faust antworten: Ich bin zu jung, um ohne Wunsch zu sein!" sagte sie lächelnd. „Ich habe einen großen, heißen Wunsch," sprach sie, jetzt mit Feuer redend und ihre Träumerei vollständig von sich abschüttelnd. „Und gerade, weil mich die Berufung an die Schule der Erfüllung meines sehnsüchtigen Wunsches näher bringt, darum bin ich freudig bewegt, darum werde ich leichter den Abschied aus dieser Gegend vergessen. Es ist ein Wunsch, den ich schon hege seit meiner Kindheit Tagen, der mir eingepflanzt wurde von meinem Vater selbst, und der mich noch nie verlassen hat, seit ich denken kann. Es ist ein Wunsch, den sich andere Menschen, die reich und deswegen in vieler Beziehung glücklich sind, leicht erfüllen können, den aber ich, da mich das Schicksal zum armen Mädchen bestimmte, mir bis heute noch versagen mußte."

Sie schwieg, vielleicht in der Erwartung, daß er eine Frage stellen möchte, da aber auch er, um nicht indiskret zu erscheinen, in Schweigen verharrte, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: „Sie werden vielleicht lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß der große Wunsch, von dem ich Ihnen sprach, der ist, einmal den Genfer See zu sehen, an seinen Ufern träumen, auf seinen Wassern fahren zu können."

„Warum sollte ich lächeln?" erwiderte er. „Das ist ein Wunsch, den ich sehr leicht begreifen kann, weil ich selbst schon lange mich mit dem Gedanken trage, den vielgepriesenen See einmal zu schauen."

„Und Sie taten es bis jetzt noch nicht," rief Hildegard staunend, „obgleich Ihnen weder Ihre Mittel noch Ihre Zeit ein Hindernis entgegenjetzten? Das kann ich nicht fassen! Doch ich vergesse, daß ich andere in dieser Beziehung nicht nach mir beurteilen darf. Meine Sehnsucht nach dem Genfer See ist schon fast krankhaft, ich habe diese Vorliebe von meinem Vater geerbt. Wenn er sich in seinem anstrengenden Beruf kurze Zeit frei machen konnte, so lebte er am Genfer See. Hier verbrachte er seine schönsten Stunden. Er kannte dort jede Bucht, jeden Baum, jeden Berg. Ihr müßt ihn auch noch einmal kennen lernen, sprach er oft zu uns. Als er dann krank in seinen Schmerzen daniederlag und die Aerzte uns — aber nicht ihm — schon alle Hoffnungen genommen hatten, da machte er noch Pläne, wie er seine Genesung am Genfer See mit uns feiern würde. Die Arme ahnte nicht, daß der Tod ihm so nahe und er seinen lieben See nicht wiedersehen sollte." Hildegard schwieg, von der Erinnerung ergriffen. In ihren Augen standen Tränen, und sie schien sich deren vor dem Mann an ihrer Seite zu schämen. Sie wandte sich halb von ihm ab und ließ den Blick über die Havel gleiten.

„Sehen Sie," fuhr sie dann, mit festerem Tone redend, fort, „so lebt die grenzenlose Liebe für diesen See in meiner Brust: sie ist mir wie ein Vermächtnis meines Vaters. Ich kann nicht an den einen denken, ohne mich zugleich des anderen zu erinnern. Und ruhiger, stiller wird diese Sehnsucht erst einmal werden, wenn ich selbst, mit eigenen Augen, die Schönheit dieses Sees geschaut haben werde. Mir ist, als warte meiner dort ein großes, hohes Glück, das ich jetzt nur ahne, das ich aber nicht ausdrücken, dem ich keine festen Gedanken verleihen kann. Doch ich Törin," fuhr sie fort, sich gewaltsam dem Bann ihrer Erinnerungen entziehend, „warum Ihnen von meiner Sehnsucht reden? Ich weiß nicht, warum mir gerade heute dieses alles in den Sinn kam."

Doktor Adler hatte ihrer Erzählung teilnehmend zugehört und dabei mit Freude ihr bewegtes Mienenspiel beobachtet. Jetzt blickte er ihr warm und treuherzig in die Augen, als plötzlich der Bankiers Stimme durch den Garten rief: „Heinrich, wo steckt Du nur? Es ist höchste Zeit, der Wagen ist vorgefahren!"

„Ich komme gleich!" rief er durch den Garten zurück. „Wie schade," fuhr er dann leiser fort, sich wieder zu seiner Nachbarin wendend, „wie schade, daß dieses das letzte Plauderstündchen war, das mir mit Ihnen vergönnt war. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen viel Glück und baldigen Ferienurlaub am Genfer See!"

Er drückte ihr herzlich die Hand und dabei schien es, als wollte er ihr noch einige Worte sagen. Allein da ertönte von neuem der Ruf seines Freundes, und — es blieb ungesprochen. Er eilte durch den Park dem Hause zu und wenige Sekunden darnach fuhr

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050226059/fragment/page=0001

er in vollem Trabe dem Bahnhofe zu. Sie aber stand bis zur anbrechenden Dunkelheit an das Gitter gelehnt und schaute traumverloren in die Weite.

* * *

Seit ein und einem halben Jahre war Hildegard schon an der Schule ihres Heimatstädtchens tätig. Sie hatte sich nach schwerem Abschied von Potsdam mit großem Eifer ihrem Berufe hingegeben, und in der Erfüllung ihrer Pflichten gingen alle ihre Interessen unter. Sie gönnte sich nur wenig freie Zeit und Erholung; aber sie hatte sporsam mit der Mutter gelebt, und in diesen bevorstehenden Sommerferien sollte sich endlich ihr Wunsch erfüllen, sie wollte mit der Mutter in Genf vier Wochen leben.

Alles war schon zur Reise bereit, die Koffer gepackt, die Wohnung desinfiziert. Hildegard befand sich in einer ungewohnten Aufregung. Schon in den letzten Tagen wandelte sie wie im Traum, nun brachte sie der Zug nach dem „gelobten Lande". Unterwegs war sie fast in weihevoller Stimmung. Alle Orte, die sie passierten, waren ihr geheiligt durch des Vaters Erinnerung. Frankfurt und Heidelberg, Basel und Bern, sie alle kannte sie von seinen Reisen.

Und nun stand sie am Genfer See, dem Ziel ihrer Wünsche. Sie wandelte beglückt an seinen Ufern entlang. Wie bekannt er ihr war aus des Vaters Erzählungen, wie vertraut jeder Berg, jeder Ort! Es durchwehte sie ein andächtiger Schauer, als sie endlich, nach jahrelanger Sehnsucht, auf der Brücke stand, als sie die Wellen sich murmelnd an den Pfeilern der Brücke brechen hörte. Sie sah nicht die Menschen um sich her war, als stände sie allein hier mit der Mutter und dem Vater. Ganz deutlich hörte sie seine liebe Stimme. „Dort ist der Möle, daneben zeigt sich, wenn das Wetter klar ist, der Mont Blanc, da ist die Richtung nach Lausanne und dort, weit in der Ferne, steht das alte Schloß Chillon, dessen ehrwürdige Mauern so manchen Seufzer gehört."

Tag für Tag saß Hildegard, ein Buch in der Hand, am See; selten aber gab sie sich ganz ihrer Lektüre hin, sondern immer wieder schweifte ihr Blick über das Wasser, immer wieder hörte sie aus dem Murmeln seiner Wellen eine unklare Glücksklunde.

Auch heute saß sie auf ihrer Lieblingsbank in „Mon repos", ihr gegenüber am anderen Ufer steht in leuchtender Klarheit der Mont Blanc. Langsamen Schrittes naht sich in ihrer Richtung ein einsamer Wanderer. Es ist Doktor Adler. Zum zweiten Male seit seinem Gespräch mit Hildegard durchforscht er, unruhig suchend, die Ufer des Genfer Sees. Er hat das Mädchen nicht vergessen, er hofft, sie wiederzufinden, um ihr hier, am Genfer See, das sagen zu können, was ihm bei seinem Abschied schon auf den Lippen geschwebt, daß er sie liebt, daß sie sein eigen sein möge. Als er sich jetzt der Bank nähert und das junge Mädchen erblickt, geht ein Leuchten über sein Gesicht. Eiligen Schrittes naht er ihr und den Hut schwenkend ruft er fast jubelnd: „Fräulein Brauer, Hildegard, finde ich Sie endlich, träumend und — glücklich am Genfer See?" Auch über ihr Gesicht fliegt ein seliges Lächeln, als sie dem jungen Mann die Hand zum Gruße entgegenreicht. „Ja, so muß es sein," denkt sie, „er gehört hierher, an meine Seite am Genfer See." Und nun erfolgt ein Fragen und Erzählen von all ihren Erlebnissen, und aus allen Worten geht hervor, wie sie gegenseitig so treulich einander gedacht in der langen Zeit der Trennung. Und wie sich von selbst verstehend, hat er ihre Hand gefaßt und hält sie fest in der seinen. Dann schaut er sie an mit liebendem, treuem Blick: „Hildegard, sind Sie nun ganz, ganz glücklich?"

„Oh, so glücklich," lächelt sie, „daß es doch immer so bliebe!"

„Und kann es nicht so bleiben?" entgegnet er. „Können wir nicht Seite an Seite das Leben durchwandern? Im Sommer am Genfer See und sonst im trauten Heim, in unserem Heim, Hildegard? Es ist uns ja kein Geheimeis mehr, daß wir uns lieb haben, und darum frage ich Dich, Hilde, willst Du mein sein, mein für immer?"

Da legte sie ihre Hände vertrauensvoll in die seinen und schaute ihn an mit großem, glücklichem Blick. Und plötzlich versteht sie das Rauschen der Wellen, wie sie ihr das Glück verkünden, das sie nun gefunden.

Als sie dann, eine Stunde später, am See entlang schreitet am Arm des geliebten Mannes, da hätte sie es jubelnd hinüberrufen mögen über das Wasser: „Nun weiß ich, warum mein Vater mir einst die Sehnsucht für Dich einpflanzte, warum ich nicht eher Ruhe fand, bis ich Dich gesehen, — weil ich hier mein großes Glück finden sollte, hier — am Genfer See!"

Der Schimmelpilz.

Humoreske von Hanna Schomacker.

(Nachdruck verboten.)

„Papa! liebster Papa! So erbarm' Dich doch!"

„Nein, sage ich. Und zum dritten Male nein!" schrie der Major und war, hinausstürmend, die Tür hinter sich zu.

„Ach! Nun ist alles verloren", seufzte Meta und ließ sich in den nächsten Stuhl sinken.

„Hem! Hem!"

Ein sehr auffälliges Räuspern drang aus dem Garten herauf. Zum Ueberfluß flogen ein paar Sandkörner ans Fenster.

Meta, die eine Weile, in trostloses Grübeln versunken, in ihrer Ecke gekauert hatte, sprang empor, öffnete das Fenster und beugte sich weit hinaus.

„Wie kannst Du nur! So unvorsichtig! Wenn Papa Dich bemerkt hätte!"

„Hast Du mit ihm gesprochen?"

„Ja — aber —" Meta zögerte.

„Nun?" klang es ermutigend herauf.

„Ach Leo! Keine Hoffnung. Papa hat nein gesagt!"

Vom Garten her ein unterdrückter Ausruf. Offenbar kein Segenswunsch.

„Komm bitte schnell herunter, Schatz! Wir müssen doch beraten."

„Ach, Leo! Wenn es Papa erfährt! Und es ist schon so dunkel —"

„Komm, komm! Je länger Du wartest, um so dunkler wird es ja."

Meta schwankte.

„Geh' bitte voraus. Wart' in der Laube auf mich", flüsterte sie.

„Laß mich nicht zu lange warten."

Meta sah noch, wie unten die Gestalt sich im dunklen Garten verlor. Dann — ein scheues Lauschen an den Türen der Wohnstube — und die junge Dame schlüpfte hinaus.

Eilends sprang Meta die Stufen hinab.

Als Meta am Eingang der Laube stand, umschlangen Leos Arme sie plötzlich.

Eine Weile ließ das junge Mädchen sich die Küsse gefallen, dann entwand sie sich rasch und sagte schalthaft: „Ich denk', wir sollten beraten."

„O weh! Nun fängst Du auch schon an zu kommandieren! Ganz wie der Vater!" begann Leo scherzend. Aber bei dem Worte Vater wurden beide ernst.

„Was kann er nur dagegen haben?" murmelte der junge Mann. „Es ist unbegreiflich. Er war doch immer so nett gegen mich."

„Mich überrascht es nicht so sehr. Du bist nicht Offizier und Papa verachtet alle Männer, die nicht Uniform tragen, doch nur als halbe Menschen."

„Ob ich vielleicht noch umsattle? Mich in die Uniform zwänge?" fragte er zögernd.

„Nein, Liebster, dazu ist es wohl zu spät. Und Du hast Deinen Beruf doch lieb?"

„Ja, freilich. Aber was tun wir nun? Ob Dein Vater nicht doch noch nachgibt?"

„Schwerlich, Leo!"

„Ach!"

Metas Köpfchen sank an Leos Schulter. „Wie dunkel es schon ist! Ich muß jetzt ins Haus. Papa erwartet mich", rief Meta plötzlich emporfahrend.

„Aber morgen abend treffen wir uns wieder hier?"

„Ja — nein — ich weiß nicht —"

„Ich laß Dich nicht eher frei, als bis Du das versprichst."

„Du Tyrann! Dann muß ich ja wohl."

Ein letzter Kuß, und Meta floh dem Hause zu.

Am Fuße der Gartentreppe standen Frau Wilkens und Pfiffe, der Offiziersbursche, im Gespräch beisammen.

„Herr Major haben schon getragt, wo gnädiges Fräulein sind", meldete Pfiffe, sich stramm aufrichtend.

Ganz erschrocken hastete Meta an den beiden vorüber.

„Wo warst Du noch so spät?" fragte Major Halden, von seiner Zeitung aufblickend.

Die Stimme klang streng, ein Zeichen, daß es mit der Laune nicht zum besten stand.

„Ich hatte — ich wollte — ich war noch ein wenig im Garten", stammelte Meta verlegen.

„Jetzt?" Im Dunkeln? Das schickt sich nicht für Dich, mein Kind. Von nun an promenierst Du nur bei Sonnenschein. Verstanden?! Und morgen früh fährst Du zu Tante Laure auf's Gut. Du hast hoffentlich nicht vergessen, daß morgen ihr Geburtstag ist. Pfiffe wird Dir einen Rosenstrauß besorgen. Den gibst Du der Tante in meinem Namen ab. Ich bin leider morgen dienstlich verhindert. Punkt neun Uhr fährst Du hinaus und Punkt sechs bist Du wieder hier. Verstanden?"

„Ja, Papa."

* * *

Am nächsten Morgen fuhr Meta aufs Land hinaus. Der Gärtner hatte das Möglichste getan, und Pfiffe überreichte seinem Fräulein mit breitem Grinsen ein wahres Wagenrad aus Rosen.

Nun stand er da und sah dem Wagen nach. Pfiffe dachte. Das kam selten vor.

„Mit unserm Fräulein ist was los!" entschied er endlich und ging, um Frau Wilkens Meinung einzuholen.

„Pfiffe, machen Sie sich nützlich." Und Frau Wilkens schob ihm die Kaffeemühle hin. „Das Freilein is nun nich zu Hause und der Alte uf'n

Dienst. Da will ich mir nu mal die Millern mit der Kleinen zu 'nem Kaffee-Stipp heiderholen."

Frau Müller war die Gattin des Gemüsehändlers auf der anderen Seite der Straße und der Wirtin Duenfreundin. Pfiffe mahlte, daß ihm die Ohren brannten. Eine Extra-Tasse fiel ja sicher für ihn ab.

Wenn nur Frau Wilkens die Müller nicht immer in die Wohnzimmer geführt hätte. Pfiffe ging das eigentlich gegen das Gewissen. So hinter dem Rücken der Herrschaft. Aber schließlich war ja das Frau Wilkens Sache.

Als der Kaffee fertig war, durfte Pfiffe bedienen. Dann zog er sich in die Küche zurück.

Das kleine Lieschen langweilte sich bald bei dem Gespräch der Großen.

„Tante! Ich will keinen Kaffee mehr. Darf ich herumlaufen?" fragte sie, von ihrem Stuhl herumrutschend, und sprang davon.

Zuerst in die Küche. Pfiffe hatte seine Extra-Tasse ausgetrunken und sich eben an ein mächtiges Butterbrot mit geschabtem Grünkäse — seine Frühstücksfülle — gemacht.

„Was ißt Du?" fragte Lieschen neugierig.

„Grünkäs", sagte Pfiffe lakonisch, mit vollen Backen kauend.

„Schmeckt das gut?"

„O ja!"

„Gib mir auch davon."

Pfiffe, der ein gutes Herz hatte, brach ein großes Stück vom Butterbrot und reichte es Lieschen hin.

„Ih nur vorsichtig. Beschmier' Dich nicht", sagte er ermahnend, und Lieschen trollte ab. Erst ins Speisezimmer, dann in das Schreibzimmer des Majors.

Wie das Butterbrot wohl schmecken mochte? Eigentlich war sie ganz satt. Lieschen streckte ihre kleine, rote Zunge vor und kostete ein wenig.

Puh! Gar nicht schön. Auch nicht ein bißchen süß. Ob sie das Brot wohl an die Wand warf? Nachbars Peter schmiß seine Butterbrote immer an den Zaun, wenn sie nicht schmeckten.

Lieschen zielte bedächtig. Klatsch! Das traf! Schade nur, daß das Brot nicht kleben wollte. Doch Lieschen war ein beharrliches Kind. Sie nahm das Butterbrot vom Boden auf und drückte es fest gegen die Tapete. Der Käse blieb daran haften, und auch die Butter malte einen schönen nassen Kleg. Das Brot aber fiel immer wieder herunter. Es war zu dumm.

„Lieschen, Lieschen! Wo steckst Du denn? Wir müssen jetzt nach Hause!" rief die Mutter vom Speisezimmer her.

Eilig schob Lieschen das Brot unter den Schrank und lief zu den andern hinüber.

Als die Gäste gegangen waren, warf Frau Wilkens noch schnell einen tüchtigen Blick in jedes Zimmer, um sich zu überzeugen, ob Lieschen nicht vielleicht die Möbel von ihrem Platz gerückt habe. Nein, es schien alles in Ordnung.

Gegen fünf Uhr kam Major Halden sehr verstimmt nach Hause. Die Rekrs exerzierten alle Tage schlechter. Und der Oberleutnant war fast zehn Minuten zu spät auf dem Platz gewesen. Dabei das schlechte Essen im Kasino. Und diese dumme Geschichte mit der Meta ging ihm unaufhörlich im Kopf herum.

So'n Unsinn! Sich in einen Zivilisten zu verlieben. Als ob es nicht genug Offiziere auf der Welt gab. Major Halden ging in der Schreibstube auf und nieder. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Was war das?! Schimmel an der Wand! Der Major läutete Sturm.

„Seh Er mal her! Heißt das Stuben reinhalten? Läßt der Kerl Pilze aus der Wand wachsen. Dicht vor der Nase. Pilze, sage ich. Keine Schimmelpilze!"

Pfiffe glotzte wirklich. Trotz seines Stumpfsinns kam ihm eine Ahnung.

„Herr Major entschuldigen —" stammelte er. „Aber —"

„Maul halten! Wand reinmachen!"

Pfiffe stürzte vorwärts. Aber dem Major kam plötzlich eine neue Idee. Er riß Pfiffe am Arm zurück.

„Nicht anrühren! Stehen lassen. Bauinspektor holen", schnaubte er zornig.

Pfiffe stand und starrte.

„Soll ich dem Kerl wohl Beine machen? Hat Er nicht verstanden? Zum Architekten Hartmann, der das Haus gebaut hat, sage ich."

„Herr Major entschuldigen —"

„Kreuz — schock — schwere —!"

Pfiffe war schon fort.

Im Sturmschritt raste Major Halden durch die Zimmer.

Ob dieser „Herr" nun nicht bald kam? Schöne Häuser baute er. Das muß mehr sein. Häuser, bei denen die Pilze nur so aus den Wänden wachsen und die Pilze durch die Tapeten schlug. Und da hatte er sich seit gestern mit allerlei Bedenken gequält, ob er nicht doch unrecht tat, ihm seine Meta nicht zu gönnen.

Der Major zog den Brief hervor, in welchem Architekt Hartmann um seine, des Majors, Zustimmung zur Verlobung bat.

Er sollte ihm nur heute kommen, dieser Pfuscher!

„Herr Major gestatten — der Architekt ist da!" meldete Pfiffe mit gedämpfter Stimme.

Einen Augenblick standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber.

„Sie haben gewünscht, Herr Major", hub Hartmann an.

„Herr!" sagte der Major, noch an sich haltend. „Herr! Was ist das? Dort an der Wand?"

Hartmann, von Pfiffe unterwegs schon eingeweiht, näherte sich, bog sich herab, prüfte, strich mit dem Finger über die feuchte Stelle — prüfte nochmals. —

„Herr!" Was ist das?" — fing Halden wieder an.

„Grünkäse, Herr Major", sagte Hartmann, sich aufrichtend, zuversichtlich.

„Herr! Sie werden hier in meinem eigenen Hause doch nicht behaupten wollen, daß mir Grünkäse aus den Wänden wächst?" schrie der Major.

„Das wage ich allerdings nicht zu behaupten", sagte Hartmann, nunmehr lächelnd. „Ich denk', der Käse ist von außen angeschmiert."

„Herr! Bilden Sie sich etwa ein, daß ich meine Mußestunden dazu verwende, Käse an die Wand zu schmieren?" tobte der Major.

„Von Ihnen war ja auch nicht die Rede, Herr Major", bemerkte Hartmann. „Vielleicht kann Ihre Dienerschaft das Rätsel lösen."

Dem Major fiel plötzlich Pfiffes Zögern ein. Sollte der Kerl am Ende —?

„Pfiffe! Wilkens!" schrie er mit Stentorstimme.

Die beiden kannten diesen Ton. Da galt es Gile.

„Herr Major belieben?" knixte die ahnungslose Wilkens.

„Hat Sie hier Käse an die Wand geschmiert?"

„Käse! An die Wand! Herr Major belieben —"

„Pfiffe! Hierher! Näher! Keine Flausen! Alles eingestehen!" kommandierte Halden.

Pfiffe — ein Bild des Jammers — wankte näher.

„Nur Mut!" flüsterte der Architekt ihm heimlich zu.

Pfiffe schluckte — verdrehte die Augen. — Heraus mußte es doch. — „Frau Müllers Lieschen — hat wohl — zu Besehl — mit einem Grünkäs — den Pilz gemacht", stotterte er endlich abgebrochen.

„Müllers Lieschen! ... Pfiffe! ... Mir das anzutun!" stöhnte Frau Wilkens ganz gebrochen.

„Beide rechtsum Kehrt. Hinaus!"

Als Pfiffes Schluchzen in der Ferne verhallte, wandte der Major sich langsam Hartmann zu. „Möglicherweise etwas ausfahrend gewesen. Sollte mir leid tun. Nicht böse gemeint", sagte er zögernd.

„Ach, wenn es nur das wäre, Herr Major!"

„Würde gern Geschwätz vermeiden, Diskretion erwünscht."

„Sie haben zu befehlen, Herr Major. Und was die Bitte anbetrifft, die ich Ihnen vorgelegt habe — dürfte ich vielleicht hoffen —?"

Nun wurde Halden doch verlegen.

„Wahrscheinlich etwas schroff gewesen. Werde Sache nochmals überlegen. Vielleicht in Zukunft — Ansicht ändern —" sagte er abgebrochen.

„O, tausend Dank, Herr Major", rief Hartmann, auf seinen Schwiegervater in spe zustürzend und ihm beide Hände schüttelnd.

Da sprang die Tür auf und Meta stand auf der Schwelle.

„Hier bin ich, Papa!" — Sie sah wie erstarrt auf die beiden.

Zweifel — Hoffnung — Entzücken stritten sich in ihrer Seele.

„Papa! — Leo! Ist es denn möglich!"

„Schlag sechs!" rief der Major, sich gewaltsam aufraffend, mit plötzlichem Entschluß. „Pünktlich, wie der Soldat am Gagentag. Da steht auch schon die Belohnung." Und er wies auf Hartmann hin.

„Papa! Ist es denn wirklich wahr?"

„Sie sehen, Herr Architekt, meine Tochter will nicht mehr", sagte der Major, gewaltsam scherzend.

Aber da war Meta ihrem Leo schon an den Hals geflogen.

Die Bewachung des Zaren.

Wie der Zar bewacht wird, das schildert eine englische Zeitschrift folgendermaßen: Zur Bewachung der Schlösser des Zaren stehen Regimenter bereit, die ein kleines Heer in Schach halten könnten. Ein innerer Kreis auserlesener Truppen zieht sich um die von ihm bewohnten Gemächer; auf Höfen, Korridoren und an den Zimmertüren stehen Tag und Nacht Schildwachen, die in jedem Augenblick zu schießen bereit sind. Aber dies sind nur äußere, sichtbare Zeichen der Riesenmaschinerie, die zum Schutze des Lebens eines einzigen Mannes dient. Ein besonders wirksamer Schutz ist ein Heer von Geheimpolizisten, dessen Organisation die beste der Welt ist. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, Komplotte gegen das Leben ihres Herrn auszukundschaften und zu vereiteln. Ihre Tätigkeit erstreckt sich über die halbe Welt, sie haben Agenten in London, Paris, Berlin, Newyork, Chicago, Buenos Ayres, ja selbst in Paterson in New-Jersey. Diese Geheimpolizei beschäftigt Hunderte von Spionen in ganz Rußland, Männer und Frauen in allen Lebensstellungen, vom Grafen herab bis zum Straßenkehrer. Jeder Haushaltungsvorstand in Rußland gehört in gewissem Sinne zu diesem Ueberwachungsdienst; er muß bei schwerer Strafe die Ankunft oder Abreise jedes Gastes oder Mieters melden. Briefe sowie Telegramme werden durchsucht, um Beweise von Komplotten zu bekommen. Reist der Zar mit der Eisenbahn, so wird jeder Verkehr unterbrochen, und jede kleinste Strecke wird aufs genaueste untersucht. Bei Spaziergängen umgibt ihn eine Kosakenkette; jeder Mann ist bereit, bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr blank zu ziehen oder zu feuern; hinter ihm sitzt ein Kosak, dessen eine Hand auf dem Kolben des Revolvers ruht, während die andere am Degengriff liegt. Fährt der Zar ohne Eskorte und anscheinend ungeschützt aus, so bewachen ihn unbemerkt Augen und sorgen für seine Sicherheit; ein weiterer Schutz wird dadurch gewährt, daß er mit der größten Schnelligkeit fährt. Ein Theater besucht er erst, wenn seine Geheimpolizei festgestellt hat, daß kein Verdächtiger zugelassen wurde; eine Reise unternimmt er nur, wenn jeder Meter der Strecke so sicher ist, wie menschliche Wachsamkeit ihn machen kann. Aber alle diese Vorsichtsmaßregeln genügen noch nicht; wenn man einem zuverlässigen Gewährsmann Glauben schenken kann, so wird der Zar oft von einem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050226059/fragment/page=0002